

## Das letzte Gespräch

Von Albert Daudistel

In dem kleinen Zigarrengeschäft im Norden der Stadt, in dem die Stille, die ihm eigen ist, immer und immer wieder von der vorbeifahrenden Ringbahn erschüttert wird, ist es stets dämmerig. Überall liegt Staub und Schatten. Und in den leeren Zigarrenlisten, die in den hohen und düsteren Regalen lagern, fault die Zeit.

Vor dem Ladenisch steht ein kleines, dünnbeiniges Tischchen. Sein vergilbtes Deckchen besitzt nur noch an der vorderen Längseite Spigen. Die beiden Stühle, zwischen denen es steht, sind sich, hinter dem Ladenisch schimmert aus dem Dunst der Wand das alte Gesicht des Inhabers, des Herrn Johannes Ullmann. Über ihm hängt die Wanduhr. Sie tickt nicht. Links und rechts neben dem Mann stehen zwei Strüden. Er verlor seine Beine im Dienste auf den Geleisen. Der Mann hockt da, so starr, als ob er muskele, oder nachredne, oder, so in Gedanken, bete. Plötzlich rollt wieder das unterirdische Getöse der Bahn an. Und alles, was so ruhig schien, zittert. Aber im Nu ist es vorbei. Die Glocke der Tür schatterte, daß es klang, als läge sie mit Hohn. Ein Kunde trat ein. Und immer, wenn ein Kunde ging, lächelte die dreieckige Klingel noch einmal.

Der Abend schlich in den Laden. Der Alte erhob sich, nahm eine Strüde unter die Achsel und zündete das Gaslicht an.

Es war sechs Uhr.

Ein wohl siebzehnjähriger Junge kam herein, knallte die Tür zu und fragte, erstarrt nach den beiden leeren Stühlen hin: „Hi Lieschen denn noch nicht hier?“ . . . Der Alte sagte: „Seh dich, Fritz! Wenn du auf sie wartest, wird sie schon kommen!“ Fritz nahm an dem Tischchen Platz. Er hatte das Mauerverbandwerk erlernt und war, seit er die Lehre beendet hatte, arbeitslos. Er kaufte zwei Zigaretten. Eine legte er auf das Tischchen, die andere zündete er an. Und dann bemühte er sich, ganz ruhig zu sein, ganz stille zu warten. Aber der Stuhl, auf dem er saß, ächzte leise schmalzend, wie ein Mensch, der die Sorgen, die ihn bedrücken, nicht verhehlen kann.

Und wieder erzitterte alles durch das unterirdische Getöse. Ein Kunde kam. Und als er ging, erschien Lieschen. Sie war sechzehn Jahre alt und trug, da sie keine andere Arbeit fand, morgens die Peitungen aus. Sie grüßte den Alten und sagte, während sie sich an das Tischchen setzte, zu Fritz: „Ich bin meinem Vater auf der Straße begegnet. Er torfelte wieder . . .“ Fritz gab ihr Feuer und seine Pupillen lauerten dabei, so aus den Lidwinkeln, auf den Alten; er brummelte: „Wieder habe ich bis heute Nachmittag, wie schon das ganze Jahr, Arbeit gesucht!“

Sie unterbrach ihn: „Deine Ausdauer, Fritz, hat mich schon oft begeistert!“

Er drückte seine Zigarette im Aschebecher tot und murmelte: „Heute stand auf unserm Abreißkalender: Der Weg zur Hölle sei angefangen mit guten Vorsätzen gepflastert! Aus-

gerechnet heute habe ich es gelesen!“ Seine Pupillen lauerten dabei so aus den Lidwinkeln, auf den Alten, dann tuschelte er: „Der Ullmann . . . ist der nicht besser dran als wir?“

Berwundert entgegnete Lieschen: „Das ist doch auffällig: Das mußte ich in letzter Zeit auch oft denken! Sonderbar, wie wir uns verstehen, ohne je darüber gesprochen zu haben! Wie kommt das?“

Er streichelte ihre Hand, die sie auf das Tischchen legte; er antwortete: „Man fühlt einander alles nach, man sieht es sich einander an den Augen an. So entsteht der Vorfall, bei dem einen, dann bei . . .“ Er hielt inne. Und die merkwürdige Unruhe, die sie so kannte, verleitete sie, den Leuten, die an dem erleuchteten Schaufenster vorbeikamen, zuzuschauen. Manchmal blieb ein Kind, oder eine Frau, oder ein Fabrikmädchen vor dem Schaufenster stehen. Es sah aus, als blickten sie herein. In Wirklichkeit aber betrachteten sie nur ihr Spiegelbild, in dem der Hauch ihrer Seufzer die Scheibe trübte . . .

Lieschen kispelte: „Schade, daß es uns so ergeht, daß wir so sein müssen, wie wir es werden mußten!“

„Ach“, erwiderte Fritz, wie könnten wir glücklich sein! Weißt du, Lieschen, glücklich sein, weil wir uns doch so lieb haben! Was will unsereiner im Grunde eigentlich? Doch weiter nichts, als das, was uns zusteht, jedem Menschen und sogar jedem Tier zusteht: Miteinander leben zu können . . .“ Und da fiel ihm Lieschen ganz begeistert ins Wort: „Mensch! Weinade hätte ich es vergessen, zu erzählen. Heute nacht habe ich davon geträumt; Wir hatten Arbeit. Wir kamen vorwärts. Wir liebten uns. Wir freuten uns. Und da — in der Nacht war es auf einmal vor meinen Augen Tag. Die Sonne schien. Und es war wahr geworden, worüber wir immer gesprochen

hatten, wonach wir uns sehnten. Ich wußte nichts von diesem Leben, daß ich, wenn ich wach sein muß, lebe. Ich kannte diese fürchtbare Zeit nicht. Ich wußte auch noch nichts von all dem, was ich jetzt, wo ich hier sitze, weiß . . . Ich hatte vielmehr, als die Kirchenglocken läuteten, ein weißes Brautkleid an. Ich sah mich im Spiegel. Wir standen nebeneinander vor dem Spiegel. Wir waren so glücklich, daß wir vergaßen, vor dem Spiegel wegzugehen . . . Und mit einem Male war die Trauung vorbei. Und während wir Arm in Arm vom Altar zum Ausgang gingen, spielte wie damals, als ich es bei der Hochzeit des Schlossermeisters Lambrecht gesehen habe, eine Orgel. Aber keine der armen Leute“ über uns, sondern . . . Das war das Schönste, das ich je erlebte! Und dann — erwachte ich in meinem Bett. Und es war aus!“

Da humpelte der Alte zwischen den Strüden heran. Er sagte: „Habt Ihr weiter nichts zu tun, als stundenlang zu quatschen? In meiner Jugendzeit“, eiferte er, „hatte ich keine Zeit dazu! Ich mußte arbeiten, von morgens früh bis in die Nacht und sparen! Sonst hätte ich es nie zu meinem Geschäft und Geld gebracht! Es ist sieben Uhr! Ich muß den Laden schließen!“

Erregt sagte Lieschen: „Beruhigen Sie sich doch, Herr Ullmann! Wir gehen ja schon!“ Fritz schaute dem Alten feindselig ins Gesicht. Dann schlug er die Tür hinter sich zu.

Schweigend gingen sie die Straße hinunter. Plötzlich fragte Fritz: „Schon lange, Lieschen, habe ich bemerkt, daß du heute so anders bist . . .“

Sie seufzte: „Es war fürchtbar, bis ich soweit kam! Ich kann jetzt sagen, daß ich mich nunmehr beinahe wohl fühle!“

Sie überquerten den Fahrbaum und Fritz sagte, indem er sie bei der Hand faßte: „Heute abends kloffe ich den Alten heraus, Punkt neun Uhr, um noch Zigaretten zu kaufen. Ich gebe ihm schon an der Tür das Geld und gehe dann hinter ihm mit in den Laden. Die Tür lasse ich heimlich für dich offen. Ich werde mit ihm schon fertig . . . Du mußt dann sofort das Licht ausdrehen und in die Stube an seine Kommode heranlaufen; im untersten Fach hat er sein Geld!“ Lieschen entgegnete, so vor sich hin: „Ich kenne das Gesetz nicht, aber ich habe mal gehört oder gelesen, daß, wenn man es mit Vorsatz begeht . . .“

Fritz unterbrach: „Still, Lieschen! Wärsch du es nicht, so wärs eine andere! Wärsch ich es nicht, so wärs andere . . . Allein diese Straße hat über 275 Häuser! Jedes Haus hat zwei Quergebäude und ein Hinterhaus! Und wieviele Straßen gibt es allein in dieser Stadt? Und wieviele Städte und Städtchen hat das Land? Ueberall herrscht Futtermangel!“ Bei diesen Worten bogen sie in den „Rauspark“. Ueber die nackten und schwarzen Bäume zog der gelbliche Qualm des Krematoriums . . . „Wenn meine Mutter über ihre Kinderzeit erzählte“, sagte Lieschen, „hatte ich immer die Meinung,

## Lebenslänglich

Achtundfünfzig — neunundfünfzig —  
Sechzig Stufen hat die Treppe.  
Jede Stufe ist Sekunde,  
Jede Treppe ist Minute.  
Sechzig Treppen — eine Stunde.  
Wieviel Treppen ist ein Tag?  
Wieviel Treppen lebenslänglich?  
Achtundfünfzig — neunundfünfzig —  
Und so reißt sich Stufe, Stufe,  
Und so zieht sich Treppe, Treppe,  
Und so schlüpft sich Tag und Tag.  
Monde wechseln — Jahre schwinden —  
Und ich schreite Stufe, Stufe,  
Und ich steige Treppe, Treppe.  
Ohne Farben. Ohne Blumen.  
Ohne Hoffnung. Ohne Liebe.  
Ohne Menschen. Ohne Licht.  
Achtundfünfzig — neunundfünfzig —  
Sechzig Stufen jede Treppe . . .  
Und so steigt ich in mein Grab.

Erich Wollenberg.



daß es, als sie so in unserem Alter war, doch noch nicht derart zuging, wie jetzt!" Sie hielt inne. Dann murmelte sie: „Wirklich, uns helfen nur die Geirungen! Weißt doch: Hilde ist nun auch weggekommen in die Erziehungsanstalt! Und Anna sitzt noch!" Sie kamen am Sandpferch vorbei, in dem die kleinen Kinder plärzten und im Dred spielten. Nachdenklich sagte Kriß: „Es wäre doch alles anders, wenn — weißt du — wenn der alte Bille, er war doch der große Maler, der nur uns Armen admalte, wenn der nicht gestorben wäre . . ."

Lieschen fragte: „Hieß er nicht Heinrich?" Kriß erwiderte: „Freilich! Siehst du, Lieschen, wenn er noch leben würde, könnten wir sofort zu ihm gehen und er würde uns helfen, herausheilen!" Die Dämmerung hatte bereits die Fensterheben der armen Leute geschwärzt. Und von der Straße drang das Gebimmel der Straßenbahn herüber . . . „In der Schule", flüsterte Lieschen versonnen, „sagt man uns jetzt gar nichts über ihn; aber ich habe dennoch viel von ihm gehört; und in den verbotenen Buchhandlungen habe ich nach ihm geseht! Kriß", erklärte sie, „sei mir nicht böse, weil ich sagen muß, daß ich auf einmal den Heinrich Bille liebhabte. Hunderte und tausende solcher Männer könnte ich jetzt liebhaben, wenn es solche gäbe. Aber nicht schlecht über mich denken, Kriß, ich meine ja nur: so von Herzen liebhaben!"

Es wurde stille im Park. Dunkle Gestalten lauschten an die Bänke. Und die Dämmerung verdichtete sich. Lieschen flüsterte: „Wo gehen wir denn eigentlich hin?" Kriß antwortete: „Ich habe mir von meiner Mutter heute ein paar Mark gepumpt; sagte ihr, ich hätte Arbeit gefunden, bekäme abends Vorschuß . . ."

Lieschen fragte zum zweiten Male: „Wo gehen wir denn eigentlich hin; es ist doch schon dunkel!" Von irgendwoher erscholl das Signal des Heberfallskommandos. Ein Hund klaffte im Park. Kriß sagte: „Komm, wir haben noch Zeit; wir gehen auf den Mummel!"

Drehorgeln spielten alte und moderne Schläger durcheinander. Das Orchester des elektrischen Niesenrades schmetterte Militärmärsche. Dazwischen bimmelten die Budenglocken. Die Gassen vor den Zelten waren verstopft von Frauen, Männern, Burken und Mädchen. Kriß und Lieschen drängten sich in das Menschengewühl. An einem großen Zelt blieben sie, zwischen den Neugierigen eingeklinkt, stehen. Und der Ausrufer schrie: „Weiter, meine Herrschaften, sehen Sie hier in Aschenbrenners Menschenschau die schlimmsten Schwerverbrecher der Welt! Sie sehen sie nach der Verbüßung ihrer furchtbaren Strafen! Es sind Männer und Frauen, Menschen, die ihr halbes Leben gut waren, dann aber — wie der berühmte Staatsanwalt Heilmann schrieb — zu Gemeinen untersten Grades wurden, zu Muthunden, zu Mörderern, zu Raubtieren gefährlicher Gattungen! Sie sehen bei uns in der achten, in der letzten Abteilung, den Pavillon der Lebenslänglichen! Wir zeigen Ihnen, meine Herrschaften, keine Wachs- oder Gipsfiguren! Alle sind echt! Alle sind aus Fleisch und Blut, wie auch Sie! Wir führen sie Ihnen vor in Originalgefangenenzellen, in Originalstrafkleidung und in Originalfesselungen! Sie, meine Herrschaften, dürfen mit Ihnen sprechen! Der Wärter ist der Dolmetscher! Damen und Herren mit schwachen Nerben ist der Eintritt in unsere „Abteilung 1a" nicht zu empfehlen! Jugendlichen ist der Zutritt zu allen Abteilungen nicht verboten! Ja, gleich beginnt die neue Vorstellung, die letzte des heutigen Tages! Gleich werden Sie sehen, daß alle, die herankommen, gepackt und erschüttert sind von all

dem, was sie bei uns gesehen und erfahren haben!" Lieschen schaute verstohlen zur Seite auf das Gesicht des Kriß. Er jedoch starrte gebannt auf den Ausrufer. Aus dem Zelt drang gedämpftes Geschrei eines Menschen, jaunend und höhrend. „Hören Sie, meine Herrschaften!", rief der Ansager, „das ist die Stimme des Raubmörders Georg Weißbart! Er hat wieder einen Anfall! Nach dreißig Jahren schweren Sterkers kann er es immer noch nicht begreifen, wie es möglich war, daß er zur Bestie wurde! Es ist grauenhaft! Und keiner weiß, was einem noch zustoh'n kann!" Das Geschrei im Zelt verstummte . . . Der Ausrufer nahm das Megaphon an den Mund und schrie: „Und nun, meine Herrschaften, stellen wir Ihnen unsere Hauskapelle vor, lauter schwere, vorbestrafte Jungens, aus allen Volksschichten, die insgesamt 275 Jahre Buchstaus hinter sich haben!" Aus dem Zelt drangen Entsetzensschreie vieler Frauen. Lieschens Anblick wurde knochenbleich; und ihr Mund klaffte, während der Ansager schrie: „Das, meine Herrschaften, war das letzte Zeichen! Gleich beginnt die neue Vorstellung!" Die Matrone rief blechern: „Zur Kassal Zur Kassal!" Die Kapelle spielte mit Trompeten, Posaune und Ziehharmonika den Hausfong: Das Lied der armen Leute . . . Und der Ausrufer und vier Sträflinge sangen dazu:

Wenn einer von uns stirbt,  
der niemals war mehr wert,  
als einer, der im Wege stand,  
dann steigt sein inn'rer Wert.  
Erst wenn er nicht mehr fressen kann  
und stille ist und faul und stinkt,  
kommt ihm die Menschlichkeit zustatten;  
er heißt dann nicht mehr Lump und Vieh,  
der ganze Dred wird von ihm abgewaschen.  
Und weil es nun die Sitten fordern,  
wird über seinen Bauch, der ständig murrte,  
ein blütenweißes Tuch gedeckt.  
Wenn wir erst soweit sind, daß uns're  
Totenschädel grinsen  
dann sind wir nicht mehr arm, dann nimmer,  
nimmer arm . . .

Die Neugierigen strebten in die „Menschenschau", und die Ergrißenen kamen heraus. Lieschen und Kriß blieben, so ganz von selbst, inmitten der Menschenströmungen stehen. Plötzlich sagte Kriß: „Mit's nicht zum Lachen, daß es Leute gibt, die unser ganzes Elend, das doch die Erwachsenen über uns brachten, einfach „Arankheit der Jugend" nennen! Oh — ich möchte so jung sein, wie ich es meinem Geburtsdatum nach bin und nichts wissen von unserm Elend! Ich möchte so leben, wie ich es mir wünsche: Arbeit haben und froh darüber sein können!"

Lieschen entgegnete: „Ach Kriß! Wenn du wüßtest, wie es in mir aussieht!"

„Aber wie mag es da drinnen aussehen? Immer stehen wir bloß davor! Wollen wir heute mal in die Menschenschau hineingehen?" „Am liebsten möchte ich zurück . . ."

„Aber wohin denn?"

„Wenn ich das wüßte, Kriß, würde ich es sofort sagen! Wenn wir älter wären, wüßten wir vielleicht, wie wir aus dem Unglück herauskommen könnten. Ich wünschte, wir hätten einen glücklichen Zufall zu erwarten und könnten gute Menschen bleiben. Mir ist zum Weinen zumute!"

„So komm doch hier weg!" erwiderte Kriß und ging mit ihr weiter durch das Menschengewimmel . . . „Wer haut ihn? Wer schlägt ihn, den Lucas!" rief der Kraftstandbesitzer, „drei Schlag nur einen Groschen! Hier kann sich jeder Luft machen! Hier bietet sich Gelegenheit, mal Saures auszugeben!" Aber da

wehte der Wind den Lärm des Mummelplatzes weg, und die Glocke der nahen Kirche schlug halb 9 Uhr . . . Erregt stotterte Lieschen: „Bald, bald, Kriß, ist's soweit! In einer halben Stunde schon müssen wir gehen, hingehen . . ."

Kriß haßte: „Sei doch nicht so unruhig!" Sie seufzte: „Ich kann schon nicht mehr klar denken; ich bin auf einmal ganz traurig geworden; ich möchte mich hier im Dunkel verstecken und losheulen; ich hätte es dir weiter verheimlicht, Kriß, wenn nicht eben die Stunde geschlagen hätte, die Stunde — unsere Stunde . . ."

Kriß erwiderte: „Aber was dann, wenn auch du wie die Hilde und die Anna dann nicht mehr kennen kannst?"

Verzweifelt antwortete sie: „Ich beneide schon die Toten, weil sie alles überstanden, alles hinter sich haben!"

„Das kommt zu allerletzt!" erwiderte Kriß schroff, „vorläufig nicht daran denken! Freiwillig gehe ich nicht aus dieser Welt! Ausgeschlossen!"

Und da sagte Lieschen halblaut: „Die Stadt hat Kanäle, viel breiter und weicher als mein Beit. Und was ist schon dabei, wenn am Morgen ganz stille, vielleicht vor oder hinter einer alten Matraße, ein totes Mädchen treibt!"

Erschrocken erwiderte Kriß: „Geh du, Lieschen, ruhig nach Hause. Ich rate dir! Du bist zu schade . . ."

„Ich zu schade?! Oaha, Komm!", betonte sie, wir müssen weiter! Wir dürfen nicht stehen bleiben! Die Angst stekt an!"

„Dast recht!", sagte Kriß entschlossen, „ich wollte, es wäre schon vorüber . . ." Sie schwiegen. Plötzlich eiferte sie: „Fünf Minuten haben wir noch Zeit! Noch einmal möchte ich leben, aufleben! Komm, Kriß, komm noch einmal in die Niesenschau!"

Sie liefen hin und stiegen ein. Und während sich das große Rad, an dem die offenen Kabinen hingen, zu drehen begann, sagte Lieschen, indem sie sich an ihm schmiegte: „Ach, Kriß, wenn ich es dir sagen könnte, wie wohl ich mich immer fühlte, wenn du bei mir warst!"

„Aber, wie spricht du sonderbar: Fühlte, wenn ich bei dir war?" Ich bin doch bei dir! Wir sind doch beieinander!" Langsam wurde die Kabine in die Höhe gehoben. Wirk stierte Lieschen in die Tiefe, die immer mehr und mehr zunahm.

Beängstigt forschte Kriß: „Wie ist das schön, Lieschen, sich noch mal so frei zu fühlen wie jetzt hier oben! Aber was ist dir?" fragte er plötzlich. Das Niesenrad begann seine zweite Umdrehung. Und da erst antwortete Lieschen verwirrt: „Ja, wie soll ich dir's erklären? Nimm halt mal an, du wärst ganz müde; und auch die ganze Dual wärst du mit einemale, so wie ich, ganz müde geworden! Dir würden, Kriß, vor lauter Müdesin die Augen zufallen; du würdest dich hinlegen, einfach dem Wunsche nach Ruhe hingeben . . ." Sie erhob sich. Ihre Kabine hatte den Höhepunkt der Umdrehung erreicht. „Und, und, und . . .", redete sie, atemlos vor Hast, auf ihn ein. Und noch bevor Kriß zugreifen konnte, sprang sie über Bord . . .

Die Menschen schrien.

Dann herrschte Totenstille.

Fünf Minuten hielt das Schweigen an.

Die Uhr schlug neun.

Und der Mummel begann von neuem.

Und als in der Nacht der Regen die Vogenlampen verschleierte, und der nasse Asphalt wie gewischt aussah, da summten alte Mädchen, die noch in Hausürnischen lauerten, ein fremdes Lied der Liebe. Sie wußten nicht, was sie summten; aber ihre einsamen Seelen ahnten es.



# Jagd nach Kaviar

## Schwarzes Gold unter Eisschollen von Wladimir Lydin

Moskau, im Feber.

Zum Frühjahr, in den festlichen Zeiten der Liebe, strömen die Fische wie ein Orkan. Das Kaspiische Meer, ihr uralter Bohnsitz, speit sie in das Delta der Wolga, wo sie in den Schlupfwinkeln der vielen Adern und Kapillaren, die dieses Delta zu einem fast anatomischen Gebilde machen, laichen.

Bei beginnender Dämmerung bestiegen wir in Saratow den Eisbrecher, der uns stromabwärts zum Fischfang bringt. Noch bevor das Schiff die eigentliche Fundstätte erreicht, sieht man zwischen den Eisschollen, von den scharfen Messern des Schiffes und den noch schärferen Kanten der Schollen zerschritten, die ersten Fischleichen. Die Fische heben so nah unter dem Eis, ihr Schwarm ist so dicht, daß der Bug des Schiffes durch ihn hindurch geht, wie durch eine feste Masse.

Auf dem Schiff stehen, Schulter an Schulter, Tausende von Schultern eng aneinandergedrängt, die Fischer. Sie stehen und frieren. Die Tage des frühen Frühjahrs locken sie aus ihren warmen Häusern in den Sturm über den schneebedeckten Steppen, in den Sturm der Fische in den Wassern der Wolga. Unter dem Schiff springt klingend das Eis, über dem Deck steht das Summen der tausend Stimmen, von unter heraus tönt ein eintöniges Lied, das kein Ende nimmt.

Nachts schläft man wie im Eismeer, Decken und Mäntel über dem Kopf, damit der eigene Atem einen wärmt. Die Wolga ist schwarz und finster, die Eisschollen glänzen unwirklich wie Kristalle. In der Morgendämmerung des dritten Tages legen wir an. Die Luft riecht nach Meer und nach Fisch. Hier unten, im Delta der Wolga, ist das Eis schon gesprungen, stellenweise sieht man große Löcher, und darin kocht das Wasser in lebendigem Wirbel; man sieht die Fische stromauf ziehen.

Weiter südlich, wo man nicht mehr weiß, ob man noch inmitten des Stromes ist, der unübersehbar geworden ist, oder schon im freien Meer, wo die offenen Stellen groß sind und die Schollen frei auf ihnen schwimmen, wie kleine vertriebene Inseln, da setzen die Fischer sich in Marsch. Sie treten an den Rand der Schollen — man weiß, daß das gefährlich ist, jährlich meldet die Statistik von Dutzenden, die abgetrieben wurden und nicht zurückkehrten. Sie haben Knüppel in den Händen, ihre Finger frieren an die Knüppel an, bei jeder Bewegung reißt die Haut, diese Knüppel tauchen wie ein tödlicher Strahl durch die Luft, durch das Wasser, durch den Fischschwarm, kein Schlag geht fehl. Allmählich häufen sich die Leichen, der schnelle Fluß der Fische stockt, bleibt endlich ganz stehen an diesem Wall der Gefallenen. Im Eisloch, dessen Ränder von den niederfallenden Schlägen der Keulen zittern, sterben die Fische unentrinnbar.

Die ersten, die nach Norden schwärmen, um zu laichen, sind Hechte und Bander; sie läßt man hindurchgehen. Dann kommen Weißfische, sie beachtet man nicht. Dann Koibarsche, auch die läßt man davonschwimmen. Aber dann, endlich, nach langem, manchmal tagelangem Warten, kommen die Störe. Das schwarze Gold, das auf dem Boden des Meeres liegt, das man graben muß, wie man Gold aus den Schächten der Berge gräbt, das man mit Händen greifen muß, damit es nicht davonströmt, mit Händen, die erstarren im kalten Wasser, sich blutig reifen an den scharfen Rändern der Schollen, das schwarze Gold strömt, das man beben muß, solange der Strom nicht versiegt ist: K a b i a r !

Tausende von Zentnern werden in einigen Tagen erbeutet. Tausende von Menschen haben ein volles Jahr zu leben, wenn sie Glück haben. Das ist keine Uebertreibung, denn sie sind an-

# Von Rom bis Addis Abeba (1000 in jeder Stadt)

Von Peter Sloth

Tausend unbekannte Frauen  
irren bis zum Morgengrauen  
in den Nächten krank herum — —  
tausend müde Frontsoldaten  
sind nach letzten Heldentaten  
mit zerfetzten Gliedern stumm.

Tausend Mütter sind hochschwanger  
und sie tragen immer banger  
ihre schwere Last einher,  
tausend Kinder werden klagen  
und nach ihrem Vater fragen  
ob und wann er wiederkehr.



spruchslos, die Bewohner der Steppen, und auch noch heute ahnen viele nicht, wie groß der eigentliche Wert ihrer Beute ist.

Der Versand ist heute vollständig in den Händen der Kooperative. Es gibt Kooperative von deutschen Siedlern und welche von Kaspiern. Beide haben es gleich weit, bis in die fruchtbaren Gefilde des Wolgadeltas zu fahren. Die am weitesten entfernt wohnen, pilgern durch die kalten Nächte mit dem Kompaß in der Hand durch die weglöse Steppe, um nur zurecht zu kommen, wenn am Rande der aufbrechenden Schollen die Fische gefischt werden. Die Kooperative leben natürlich nicht nur von der Ausbeute an Kaviar. Aber die Grundlagen ihrer wirtschaftlichen und technischen Entwicklung verdanken sie dem schwarzen Golde, das sie aus den

# Wo liegt das Goldland Ophir?

Von Marlus

Als die Oeffentlichkeit vor einem Jahr begann, sich eingehender mit der Geschichte Aethiopiens zu befassen als es jemals zuvor geschehen war, tauchte in diesem Zusammenhang wiederholt der Name des alten Goldlandes O p h i r auf, das man im heutigen Aethiopien wiedergefunden zu haben glaubte. Dieser Glaube fand vor allem in der Tatsache Nahrung, daß die äthiopischen Könige behaupten, direkte Nachkommen der Königin von Saba zu sein, deren prunkvoller Zug zum König Salomo im Alten Testament geschildert wird. Aber ist das Reich der Sabäer oder das alte Aethiopien identisch mit dem Goldland O p h i r ? Wo lag es, was weiß man von ihm, worin bestand sein sagenhafter Reichtum?

Der berühmte Zug der Königin zu Salomo soll um das Jahr 750 v. Chr. stattgefunden haben und wahrhaft fürstlich waren die Geschenke, die der „weiße“ König seinen Schatzkammern übergeben konnte. Neben Edelsteinen, kostbaren Gewürzen und edlen Holzarten brachte die tiefste Karawane 120 Talente Gold nach Jerusalem. Ein Talent griechischer Gewichtsrechnung waren etwa 150 Kilogramm. Es war also ein sehr ansehnliches Morgengeschenk, aber die prunkvolle Hofhaltung Salomos verschlang auch ungeheure Mittel. Er hatte den Ehrgeiz, den reichsten Hofstaat der Welt zu besitzen.

Seine Hauptstadt sollte der politische und kulturelle Mittelpunkt auch der Nachbarstaaten werden und er sparte keine Mittel, um seinem Ehrgeiz Genüge zu tun. Sein Harem umfaßte 700 Frauen und 300 Nebenfrauen. Aus Eisenbein ließ er einen prachtvollen Thron erbauen und diesen dann mit Gold überziehen. Auch das geringste seiner Hausgeräte war aus Gold verfertigt. 200 Schilde ließ er aus dem Edelmetall herstellen und brauchte zu jedem einzelnen 600 Sadel Goldes. Kein Wunder, daß seine reichen Einkünfte nicht ausreichten, den ungeheuren Aufwand zu decken, und so sandte er gemeinsam mit dem König Hiram von Tyrus Schiffe in das ferne Land Ophir, um Gold zu holen. Drei Jahre blieben die Schiffe aus, dann kamen sie wieder und brachten Salomo allein 420 Talente an Gold.

Noch öfters fuhren die Schiffe und brachten immer wieder Gold, Silber, Edelholz, Frauen und Affen nach Hause. Es ist kaum anzunehmen, daß sie diese Schätze aus dem Lande der Sabäer holten, das sich im südlichen Teil Arabiens ausbreitete und vor allem von dem Handel zwischen Afrika und Indien reich und mächtig geworden war.

Das Reich Salomos brach an der inneren Unfreiheit zusammen, das Reich der Königin von Saba zerfiel, doch auch in den kommenden Jahrtausenden bedeutete der Besitz von Gold den Besitz von Macht, und so suchten immer wieder Könige und Abenteurer das Wunderland Ophir. Immer wieder durchsuchten Schiffe die Meere und tasteten sich an den Küsten Afrikas entlang,

in der Hoffnung, einmal das Goldland zu entdecken.

Im Mittelalter suchte man es in Vorderasien, französische und italienische Forscher glaubten, es an der Sofalaküste in Afrika wiedergefunden zu haben. Der Forscher Lassen beschloß, Ophir, das sei das Land an der Indusmündung. Tatsächlich gibt es dort einen Stamm, der sich A b h i r a nennt. Der Engländer Keane suchte es in Südarabien, in der Nähe von Tasar, es ist wieder das alte Gebiet der Königin von Saba. Der Deutsche Karl Peters verlegte es nach Südafrika. Neuerlich tippt man auf Aethiopien und die Länder am oberen Nil.

Zweieinhalb Jahrtausende suchten die Menschen vergebens.

Ob Mussolini an Ophir dachte, als er sein afrikanisches Abenteuer begann, wissen wir nicht. Aber zweifellos dachte er an Gold, Kupfer, Baumwolle, an gelovnene Schlachten und erobertes Land. Kann mag er an die unzähligen Menschen gedacht haben, denen sein Raubzug das Leben kosten wird.

Der ungeheure afrikanische Erdteil sah manches Despoten Aufstiege und Ende. Er wird weiter in der Sonne brüten und Jahrtausende alte Geheimnisse hüten, wenn längst niemand mehr den Namen des italienischen Diktators kennen wird, aber dafür werden die Romischen die große Erkenntnis gewonnen haben, daß nicht der Besitz von toten Metallen, sondern die selbstgewählte Ordnung der Freiheit und Gerechtigkeit ihnen das Glück verbürgt.



Wassern der Wolga wachen. Sie liefern die Fische an den Fischmarkt, und die Organisation vermittelt ihnen Traktoren und Baumaterial, die verfallenen Dörfer wachsen zu neuen Siedlungen.

In dem Dorfe Oksa, beispielsweise, laden der Dampfer stundenlang Dreißig- und Säemaschinen für den Kolchos der Kolonisten aus. Ueber dem Dorf steht eine Staubwolke, gewirzt durch die salzige Luft des Meeres. Sturm ist im Anzug, Wind und Fisch. Die Boote können nicht verankert werden, die Fische würden sie mit sich reißen, auch wenn die Strömung sie unangekündet ließe. So sind die Barken ans Ufer gezogen und umsäumen es wie eine schwarze Kette. Ein großer Dampfer, der aus Waku kommt, bringt einen neuen Geruch in den Wind: Naphtha. Vom Dampfer tönt Klaviermusik: das ist die Frau des Arztes, die ein Ambulatorium eingerichtet hat.

So sieht diese Welt bei Tag aus, es ist gefährlich und fröhlich in ihr, fast wie auf einem Jahrmarsch. Und es ist in der Tat ein Zusammenkommen fast aller, die vom schwarzen Golde leben. Unter dem schweren Schritt der Fischer, die in ihren riesigen Wassertiefeln durch den aufgeweichten Schnee stampfen, mischt sich helles Lachen der Bauernmädchen. In dem Gewirr der Stimmen sind die klaren Vokale der russischen und die dunklen Gutturale der asiatischen Dialekte hörbar.

Das Delta der Wolga ist ein Wunder für diese Welt, wie es das Delta des Nils für die seine ist. Das Kaspiische Meer ist eine Schachkammer, deren uralte Schätze ungehoben auf die neuen Menschen warten, auf deren Mut und Ausdauer, deren Maschinen und deren Geist.

(Deutsch von M. K.)

## Altenglische Anekdoten

### Das Glück des Quacksalbers

In einem Quacksalber, der in Kent kein fittemwidriges, aber einträgliches Gewerbe trieb, kam ein Bauer und verlangte ein Mittel, das ihm dazu verhelfen sollte, ein verlorenes Schaf wiederzufinden. Es nutzte dem Wunderdoktor nicht, daß er den Fall mit eindringlichen Gehärdten als nicht in sein Fach schlagend ablehnte: Der Bauer drohte unzweideutig mit dem, was man im alten Oesterreich „Brachialgewalt“ nannte; und seine Brüder und Vetseln murmelten im Hintergrunde einen dumpf bedrohlichen Bestätigungsschrei. Was also der Quacksalber dem Landmann ein paar Pillen, die ihn nach menschlicher Voraussicht zunächst am Wiederkommen verhindern mußten; dann dachte er ernsthaft und angstvoll nach und erzwang eine Ortsveränderung.

Das Schicksal indessen hatte einen wohl-gelaunten Augenblick. Der Bauer nahm zur Voricht alle Pillen auf einmal —, so daß er schon auf dem Heimwege jählings in brausen-dem Galopp in ein Wäldchen kaufte.

Was aber fand er in dem Wäldchen?

Sein verlorenes Schaf.

Seither hätte auch ein Massensterben der Patienten den Ruf des Quacksalbers nicht mehr zu erschüttern vermocht.

### Der Idiot

In einem Dorfe bei Southampton hatten sie einen Idioten, der seine Tage mit stiller Deiterkeit und unermesslicher Nahrungsaufnahme verbrachte. Die Kräfte, zu denen er bei dieser Lebensweise gedieh, suchte man wenig-

## Beim Damenfriseur



stens dadurch mißbar zu machen, daß man ihn bei Gottesdiensten die Orgelbälge treten ließ.

„Das haben wir mal wieder fein gemacht“, sagte eines Sonntags der Idiot zum Küster, als die Orgelmusik besonders schön geraten war.

„Wir —?!“ fragte der Küster entrüstet. „Was hast denn du damit zu schaffen? Du wolltest wohl sagen, daß ich es fein gemacht habe, du Idiot.“

Schön — Idiot. Am nächsten Sonntag aber erstarrte der Küster mitten im Choral vor Entsetzen, als er plötzlich sozusagen ins Leere ariff. Es fehlte den Tasten der Orgel jener Luftwiderstand, der die Töne erzeugt. Um es kurz zu sagen: die Bälge standen still.

In diesem schrecklichen Augenblick, als schon der Gesang der verwunderten Gemeinde verebbte, sah der Küster neben der Orgel ein lächelndes Gesicht auftauchen.

„Na, wie ist's?“ fragte der Idiot. „Wollen wir nicht doch lieber „wir“ sagen?“

### Die Teilhaberschaft

In jener Gegend Irlands, wo die prächtigsten Quercöpfe hausen, kauften einmal zwei Bauern gemeinsam eine Scheune, mit der Vereinbarung, daß jeder von ihnen die Hälfte des Raumes benutzen sollte. Dann aber verzankten sie sich auf Tod und Leben; und während der eine seine Scheunenhälfte mit Getreide vollpakte, ließ der andere die seine grollend leer. Er kümmerte sich überhaupt nicht darum. Er ließ sich nicht einmal blicken.

Doch: Eines Sonntags ließ er sich blicken. Er kam vom Felde, blieb vor dem anderen, der eben nun Felde wollte, stehen und bemerkte so nebenbei:

„Ich wollte dir nur noch sagen: Was du mit deiner Scheunenhälfte machst, ist mir natürlich gleichgültig. Ich habe meine eben angezündet.“

### „Old Bailah“

In Old Bailah, dem alten Londoner Ge-richt, verhandelten sie einmal über einen Deslinquenten, der erhebliche Diebstähle begangen

und daher eine zuverlässige Aussicht aufs Gehängtwerden hatte. Es stand schlimm für ihn.

„Habt Ihr noch irgendwas zu Euren Gunsten vorzubringen?“ fragte der Richter.

„Euer Gnaden!“ sagte der Deslinquent und blinzte mit seinem stoppeligen Portier- und Altesgeicht treuherrig zum Richter auf. „Den ganzen Morgen ist hier immer nur von mir und meiner schätzbaren Angelegenheit die Rede gewesen. Ich finde, jetzt ist's aber genug. Wollen wir nun mal von was anderem reden?“

## Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 276.

Von Josef Hyna, Hostomitz, (Original.)

Schwarz: Kc8, Bc5, e4, f6. (4)



Weiß: Kd8, Td5, Lg6, Sc3, Bb5, c3. (6)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 267: Tc4—e4!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Dinnebier Emil, Tetschen; Sturm Heinrich, Brünn; Schöffel Anton, Schöbritz; Proch Anton, Predlitz; Tepper Franz, Karlsbad; Hochfelder Hermann, Saaz; Chroust Karl, Billa; Hyna Josef, Hostomitz; Wand Ernst, Merzdorf; Hoffeld Otto, Lohmüller Hans, Chimlak Hans, König Rudolf, Hahl Erwin, sämtlich Nesteritz; Trltsch Gustav, Wisterschan; Ulbert Rudolf, Proseditz; Mildner Karl, Teplitz-Schönau; Kraus Gerhard, Turn; Tesař Franz, Suchel; Grimmer Emil, Katharinaberg; Burkert Franz, Schönau b. Neu-Titschein; Trepsch Waldemar, Kleinaugst; Demel Rudolf, Schirmdorf.

### Richtigstellung.

In unserer Veröffentlichung des Vereinsturnieres der Sektion Zuckmantel wurde Gen.Gahler mit 7 Punkten an zweiter Stelle irrtümlich ausgelassen, welchen Fehler wir hiermit gern richtigstellen.

### Bezirksserienspiele.

Am Sonntag, den 16. Feber, wurde in Wisterschan das Serienspiel Wisterschan I gegen Zuckmantel ausgetragen. Nach dreistündigem Kampf gewann Wisterschan mit 7:1 Punkten. Allerdings verlor Zuckmantel 2 Punkte durch Kontumaz. (8. Brett unbesetzt, 4. Brett Wartezeit überschritten.)

### 6. Bezirk, Ergebnisse der 1. und 2. Runde:

Krochwitz II gegen Tetschen 0:8 für Tetschen in Tetschen; Seldnitz I gegen Eulau 6:2 für Seldnitz I in Eulau; Bodenbach gegen Rosawitz 1:7 für Rosawitz in Rosawitz; Krochwitz I gegen Seldnitz II 8:0 für Krochwitz in Krochwitz; Seldnitz II gegen Bodenbach 1½:6½ für Bodenbach in Seldnitz; Krochwitz II gegen Eulau 2½:4½ für Eulau in Krochwitz; Seldnitz I gegen Rosawitz 5:3 für Seldnitz I in Seldnitz. — Im Kampfe Seldnitz I gegen Rosawitz ist noch ein Protest in Schwebe, betrifft ein Brett wegen Partie notieren. Die Wettkämpfe erfreuten sich alle eines sehr guten Besuches.